

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 18

Artikel: Der Eiffelturm
Autor: Naumann, Fr.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Eiffelturm

Von Fr. Naumann

Niemand kann den Eiffelturm bei einer Auf- fahrt kennen lernen, so wenig, wie man die Tie- fen einer Wagnerischen Oper an einem Abend ausschöpft; aber der Turm ist es wert, daß man ihm so viel Zeit widmet wie irgend möglich. Er ist das Kunstwerk, für das wir am wenigsten vorbereitet sind und dessen Geheimnisse in kei- nem Lehrbuch vom Schönen stehen. Es kann sein, daß er in der ersten Stunde trocken und nüchtern zu sein scheint, eine Aussichtsfabrik ohne Naturleben. Das Rollen der Räder, das Gleiten der Drahtseile, das grau und gelb lackierte Eisen stören den Träumer, der lieber im Gras auf dem Rigi liegen, lieber am Sand- stein zwischen den blanken Backen des Kölner Domes lehnen möchte, als hier zwischen einem schwatzenden Allerweltspublikum auf zementier- ter Eisenfläche zu promenieren. Aber das alles vergeht, wenn es der Sonne gefällt, sich über Paris zu legen, die Kuppel der Jesuitenmoschee auf dem Montmartre wie blendendes Linnen zu machen, alle Winkel, Wände, Ecken, Erker der ganzen Stadt zu beleben, sich in der Seine zu spiegeln, in tausend kleinen Fenstern zu glänzen, lange Schattenstreifen in den Straßen zu wer- fen, den Triumphbogen anzulachen und mit der Goldkuppel zu spielen, unter der Napoleons Auge liegt — dann wächst das Bild zur stolzen Pracht einer Aussicht allerersten Grades. Paris läßt sich von oben herab in die Augen schauen, dies Paris, in dem man einen Monat wandert, ohne es in sich aufnehmen zu können. Hier ist es ganz ein Sonntagskind voll glitzernder Perlen, ein Haufen von menschlicher Lebendigkeit, ein Ameisenbau der Jahrhunderte, die Stadt der höchsten romanischen Kultur.

Dieses Paris muß man sehen, still am Rande der Brüstung stehen und sehen. Je länger man sieht, desto geistiger wird es. Paris fängt an zu reden, und du bist der Hörer.

Straße an Straße, Haus an Haus, lange Li- nien gleichförmiger Fenster, Wohnplätze von zahllosen Menschen. Wie ist das Menschenleben so gleichförmig! Alle wohnen sie in diesen Stein-

wänden, um derentwillen alle Bergzüge der Um- gegend beraubt werden. Einige haben ganze Häuser, die meisten haben nur Stücke von dem steinernen Meer, in die sie sich eine Zeitlang ver- graben, von Steinplatte zu Steinplatte wech- selnd, bis sie schließlich alle irgendwo hier unten in irgend einem steinernen Quadrat aufhören zu atmen und den Millionen zugezählt werden, die in den Gräbern von Paris verschwinden. Vom Montmartre bis Montrouge nichts als Menschen, Menschen! Das ist unser Geschlecht, das Geschlecht der modernen Stadtleute, die nicht säen, nicht ernten, deren Acker die Straße ist, und deren Gemeindewiese die Boulevards.

Ich saß einmal früher einen Abend ganz allein auf dem Stanzer Horn am Vierwaldstätter See und blickte in die Schneeketten der Berner Hoch- alpen. Je länger ich die Berge ansah, desto ernster wurden sie. Der Abend löschte die kleinen Lichter auf den Firnen aus und ließ nichts übrig als die weißen Bergwände und den dämmernenden Untergrund des Himmels. In dieser Beleuch- tung kann das Gebirge geradezu unheimlich poetisch sein, melancholisch, eine beselte Masse, die nur das eine fragt: „Wer bist aber du?“ An solchen Abend im dämmrigen Gebirge er- innert der Abend, der jetzt über der Rundfläche von Paris sich niedersenkt. Wir auf der Höhe haben noch Sonnenschein, aber die Menschheit dort unten hat nur noch das gebrochene Licht der einzeln schwelbenden, leuchtenden Wolken. Vor kurzem noch war ganz Paris geradezu ver- flärt, purpur begossen, unerhört bunt in aller seiner Größe, Farben des glühenden Herbstwal- des auf allen grauen Kalkgeländen. Das grüne Kupferdach der Madeleinekirche war wie smar- ragdene Emaille auf Perlmuttergrunde, die Große Oper hob sich brennend heraus, die Notre- damekirche streckte ihre zwei unvollkommenen Türme in den sanften Purpur hinein, der vom Louvre an die Seine bis hinter den Bahnhof von Lyon begleitete. Man kann es nicht erzäh- len, was solche Augenblicke alles bieten. Das Unerzählbare ist die Unendlichkeit der Flächen,

die um einen letzten Kuß der Sonne hatten. Was weiß ich, was in diesen Minuten das Schönste war? Vielleicht gefällt es dem Auge, eine beliebige beleuchtete Kaserne für goldener zu halten als alles andere. Das war das Alpenglühen der Riesenstadt. Nun aber ist es vorbei, die Türme der Kirchen sind in die Häusermassen hineingesunken, bleierner Dunst kommt von Osten her gezogen und verschleiert Stück für Stück der Waldstriche, Hügel, Straßen und Brücken des Ostens. Der Fluß wird grau und blaß, und selbst die Kirche drüben auf dem Montmartre hört auf zu leuchten. Die Farben werden kalt, wie dunkle Wolle liegen Parks und

Baumreihen zwischen den bleichen Häusergevierten. Boulogne versinkt, die Eisenbahnbrücke nach Versailles verschwindet, und unten, zu Füßen, beginnen die Lampen. Dies alles und noch vieles mehr macht einen tiefen, fast schwermütigen Eindruck. Es ist, als ob die Berge ringsherum wie Mauern ständen und sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstehe, als ob die Häuser alle, die hunderttausend Häuser, noch etwas sagen wollten, es aber nicht könnten. Eine Tageslast der Weltstadt ist zu Ende. Diesen Abend zu sehen ist aber das Größte, was in Paris zu sehen ist.

Der Lindenzweig

Olga Brand

Er winkt,
er grüßt mit junger Seide,
er atmet Zuversicht und Licht
in seines Tages Glanzgeschmeide,
das liebend seine Hand umflicht.

Ein Mensch
steht vor ihm, noch vom Munde
der kühlen Schatten krankgeküsst.
Noch klapft die starre Winterwunde,
der Kelch der Nacht blieb unversüßt ...

Er winkt,
der Knospenzweig der Linde:
Komm, rühre mich nur leise an!
Und fühl, wie aus zerschnittner Rinde
Das Leben auferstehen kann!

Der Zuschauer

Von Lisbet Dill

Er saß in der Ecke der ersten Reihe auf der Tribüne, die aus rauhen Tannen geziert, sich hell von dem gelben Sand des Rennplatzes abhob und schaute mit sonderbar leeren Augen auf dieses hunte Gewühl von Equipagen, Reitern und Fußgängern, welches zwischen Rennbahn und Tribüne hin- und herwogte.

Auf der Estrade schmettert die Kapelle einen Festmarsch, dessen Klänge der Wind nach einer entlegenen Richtung trug. Einige Reiter tummelten sich bereits hinter den Markierstangen auf dem Rasen, während die Trainer ihre Pferde seelenruhig, in warme Decken eingehüllt,

vor dem Wiegehäuschen auf- und abführten, vor dessen offener Türe sich die Reiter begrüßten. Das Kinn in die schmale, magere Hand gestützt, schaute der junge Mann geradeaus nach dem Wiegehäuschen, durch dessen offene Tür man einen Jockey auf der Waage sitzen sah, der das Sattelzeug auf dem Schoße hielt. Vor der Tür hielt ein Trainer mit einem trockenen, greisenhaften Gesicht, eine Stute, deren Wiehern von Zeit zu Zeit über den sonnenüberfluteten Platz schallte wie Frauenlachen.

Niemand kannte ihn und er schien niemand zu kennen, noch zu suchen, es schien ihm niemand